

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Das teure Souper.

Skizze von Ret Marat.

Ein gutbesuchtes, jedoch nicht überfülltes, sehr elegantes Weinstaurant an einem nebensächlichen Wochentagsabend. Das Publikum, teils einzelne Herren, teils Gruppen von Herren, teils einzelne Paare, teils doppelte Paare, je nachdem Theater, Konzerte oder Vorträge sie zusammen geschauvelt und dann wieder ausgeschüttelt haben, sitzen an kleinen weißgedeckten Tischen. Hinten im Raum, unaufdringlich, konzertiert ein Streichquartett und erzeugt eine halb fröhliche, halb gleichgültige Stimmung. Man wird auf die Musik überhaupt jedesmal erst dann aufmerksam, wenn sie zu spielen aufhört oder eine zu lange Pause macht. Vornehmende Kellner schlängeln sich eifrig zwischen den Tischen hindurch und verteilen mit überaus prächtigen Speisen und Getränken an das schmahende und schamhafte Publikum. Es herrscht die regelrechte und übliche Restaurationschwirre.

An einem einzelnen Tische sitzt unauffällig ein junger, gutgekleideter Mann. Er läßt sich ein Souper mit Vorspeise und drei Gängen servieren und bestellt dazu eine Flasche Wein in der mittleren Preisklasse, wie sie ihm der Kellner als besonders preiswert empfohlen hat und wie sie in diesem Lokal und zu dieser Stunde am häufigsten verlangt wird. Ein wenig hastig ist der junge Mensch. Aber das fällt kaum weiter auf, denn viele der anwesenden Herren haben seit Geschäftsbeginn kaum etwas richtiges gegessen und sind infolgedessen ausgehungert, so daß man ihnen das raubtierartige, hegende Schlingen nicht so übel anrechnet. Schließlich befinden sie sich ja auch nur in einem öffentlichen Restaurant und nicht auf einer vornehmen Familienfestlichkeit.

Das Gesicht des einsamen Gastes ist bleich und graue Schatten liegen unter seinen, etwas herbertretenden Wadenknochen. Von den Nasenflügeln herab zu den Mundwinkeln zieht sich eine dünne Linie, die ihn um einige Jahre älter erscheinen läßt als er, seinem sonstigen Aussehen nach zu urteilen, sein kann. Seine Kleidung verrät den teuren Schneider, der für das erhaltene Geld nicht bloß Ware liefert, sondern sich bemüht, Kunstwerke zu schaffen. Aber über diesem Anzug liegt so ein unerklärlicher Schimmer von Nachlässigkeit, die sich nicht genau bezeichnen läßt. Man ist geneigt, zu sagen: schlecht abgeputzt. Die Hände sind gutgepflegt, aber sie machen den Eindruck einer faulen Schaffheit, zu der sie gegen den Willen des Besitzers gezwungen worden sind. Es vibriert in ihnen ein nervöses Zittern, gleichsam als wollten sie sagen: warum haben wir nichts zu tun, wir möchten gern arbeiten.

Der einsame Gast sitzt ruhig da, aufrecht in dem dicht an den Tisch gedrückten Stuhle, die Ellbogen auf die Karte gestützt. Seine tiefstehenden Augen flackern über den schwindenden Raum und verlieren sich fern an den Wänden, als wären diese weit hinausgerückt. Sein Atem geht gleichmäßig und schwer und preßt sich durch die blasse Lippen, die sich infolge des Druckes leise öffnen. Zuweilen legt er den Kopf zurück und scheint auf die Musik zu achten, die in solchen Momenten zerflatternde Witze auf seinem Gesichte wieder spiegelt, wobei sein Körper sich unbewußt in den Rhythmus der Töne einschmeichelt. Hin und wieder greift er nach dem Weinglase, das ihm der aufmerksamere Kellner stets aufs neue füllt. Und wenn er dann getrunken hat, spielt ein verlorenes Lächeln über sein Gesicht. Man weiß eigentlich nicht recht, was man aus ihm machen soll. Aber diese stillen Einsamkeit, die von ihm ausgeht, sie so viel Gedankenschmerz um sich verbreitet, teilt sich unmerklich und doch nachdrücklich vielen Gästen mit, denen das Gesprächsthema ausgegangen ist. Man wird, ohne es eigentlich zu wollen, auf ihn aufmerksam. Es finden sich sogar einzelne Herren, die darüber sprechen, ob sie ihn nicht zu sich an ihren Tisch laden möchten, damit er, der so einsam dort sitzt und sicher fremd hier ist, etwas Gesellschaft bekommt; denn man braucht sich seiner durchaus nicht schämen. Aber der Plan wird schließlich wieder aufgegeben, man weiß ja nicht, vielleicht hat er die Einsamkeit gerade gesucht. Dann ist es immerhin auch möglich, daß er ihnen einen Rord gibt, was für den Betreffenden peinlich wäre. Nach und nach beginnt man, sich für andere Dinge zu interessieren.

Plötzlich, als der einsame Herr merkt, daß sie alle ihn wieder sich selbst überlassen, sieht er sich aufmerksam im Lokal um, steht auf, nimmt seinen Leberzieher vom Kleiderhänger, seinen Hut in die Hand und geht. Einen kurzen Augenblick nur später kommt ein Kellner an seinen Platz, schnüffelnd bewegt er seinen Kopf, wirft einen Blick ganz kurz auf den Kleiderhänger und springt dann mit einem mächtigen Saße zur Ausgangstür. Die Tür ist in ihrem oberen Teile von Glas, infolgedessen werden die Gäste Zeugen alles folgenden.

Der Kellner ist hinausgerannt und hat den einsamen Gast wieder mit sich zurückgebracht. Eine Weile konzentriert er mit ihm. Der Gast schüttelt verlegen mit dem Kopfe. Ein anderer Kellner kommt hinzu; und mit einem Male ist auch der Besteller des Lokals selbst anwesend. Man hat gar nicht recht gesehen, wo er überhaupt so schnell herkommen konnte. Einzelne Gäste werden flüchtig, horchen auf und gleich darauf fallen auch schon Worte wie „Zwepfeller“, „Hochkapler“, „Gauer“ und dergleichen.

Zum Teil beruhigen sich die Gäste, was ihnen um so leichter fällt, weil die Musik sofort mit einem temperamentvollen Marsch einsetzt, als sie merkt, daß irgendwas irgendetwas nicht stimmt. Das haben sie stets noch immer als das sicherste Beruhigungsmittel mit Erfolg angewendet. Einen Augenblick wird das Thema drinnen noch besprochen, ähnliche Fälle werden angeführt, man mokiert sich über die Unverfrorenheit solcher Brüderberger, fordert die strengsten Maßregelungen gegen Subjekte solcher Art und verzicht dann zuletzt die ganze, an und für sich ziemlich belanglose Sache, um sich dem plappernden und viel angenehmeren Zeitverbringen rätelnd hinzugeben. Der junge Mann selbst ist längst verdrungen. Von allen.

Draußen im Vestibül jedoch geht man nicht so leicht darüber hinweg. Hier wird die Sache ernster genommen.

Der „Gauer“ stand da, den Hut ungeschlüssig in der Hand, den Leberzieher knautschig hinaufgewürgt, den Kopf tief gesenkt, als wolle er sein Gesicht vor allen zudringlichen Blicken, die ihm physischen Schmerz zu bereiten schienen, schützen. Das Gesicht war jetzt so weiß, daß man den Ansatz des Kragens nicht zu erkennen vermochte. Um ihn herum standen der Restaurateur, drei Kellner und einige Herren, die von vorn noch draußen geblieben waren. Den Portier hatte man bereits zur Wache geschickt.

„Wollen Sie nun bezahlen oder nicht?“, schrie der Wirt auf ihn ein.

„Ich möchte ja gern, aber ich habe leider kein Geld“, versicherte der „Gauer“.

„Das heißt gar nichts, haben Sie überhaupt kein Geld oder haben Sie es nur vergessen. Wo wohnen Sie denn?“

„Ich habe keine Wohnung.“

„Haben Sie irgend einen Wertgegenstand bei sich, eine Uhr, Ring, Nadel oder dergleichen?“

„Nein, das habe ich alles schon verkaufen müssen, denn ich bin schon sehr lange Zeit ohne Einkommen und ohne Stellung.“

„Nun und der Leberzieher?“

„Den?“ Mit schreckhaft aufgerissenen, brennenden Augen sah er rasch hoch und blickte sich halb im Kreise um.

„Na warum nicht? Steben Marx ist er sicher ja noch wert.“

„Nein, den kann — ich — in diesem Mantel schlafe ich des Nachts und —“

„Dann werden Sie eben mal in etwas anderem schlafen.“

„Wo ich schlafe, da kann man nicht in etwas anderem schlafen.“

„Ja, edler Herr, das ist mir doch ganz egal, worin Sie schlafen, also —“

„Und — wenn ich Ihnen meinen Mantel gebe, dann bekomme ich überhaupt keine Stellung mehr.“

„Also kurz gesagt, Sie wollen nicht!“

„Ich kann nicht.“

„I. Sie ganz gemeiner Gauer Sie, Sie Lump. Sie Hochkapler, haben kein Geld in der Tasche und geben dann noch in ein vornehmes Weinstaurant, lassen sich ein Souper mit drei Gängen servieren und trinken eine ganze Flasche Wein dazu, trotzdem Sie ganz genau wissen, daß Sie es nicht bezahlen können? Sie ganz niederträchtiger Lump, Sie Schuft!“

Der „Gauer“ klappte bei den Worten des Wirtes zusammen, als hätte er einen Schlag mit der Peitsche bekommen. Dann aber, mit einem Rud-dämme er sich auf, als wolle er sich auf seinem Beleidiger

stürzen. Wie er den aber stehen sah, mit hämischen Augen, die Hände in den Hosentaschen und dadurch mehr als durch andere Dinge zum Bewußtsein seiner Lage kam, schrumpfte er ganz klein zusammen, und bemüht, kaum hörbar sagte er: „Ich habe seit drei Tagen nicht einen Bissen gegessen, deshalb wachte ich gar nicht mehr, was ich tat. Und nun, da ich zum erstenmal seit drei Monaten wieder satt geworden bin, weiß ich wirklich nicht, wie ich dazu gekommen bin. Haben Sie Erb-“

Das „Erbarnten“ brachte er jedoch nicht über die Lippen, er stockte und schwieg, als er wieder in das kalte, rein geschäftsmäßige Gesicht des Wirtes blickte.

In diesem Augenblick kam der Portier zurück. Warum haben Sie nicht mit dem Portier gesprochen und gesagt, daß Sie Hunger haben, in der Küche hätten sich schon ein paar Resten gefunden. Aber nein, da muß gleich drauf los geschlemmt werden. Da muß betrogen werden. Anders geht's ja bei Euch Spießbüben nicht.“

„Herr, ich bin kein Sp-“

„Was, einen großen Mund wollen Sie auch noch haben? Na, Bursche, Dich werden wir gleich haben, verlaß Dich bellig drauf. Mit Brüdern Deines Gelichters machen wir nicht viel Umstände. Holla, waren Sie auf der Polizei?“

„Zawohl, es wird gleich jemand da sein“, sagte der Portier.

Als der „Gauer“ das Wort „Polizei“ hörte, zuckte er wie frierend zusammen und warf seine Augen blitzschnell herum, als versuche er eine Stelle zu entdecken, wo es ihm gelingen könnte, durchzubrechen. Da bekam er etwas von einem tödlich verurteilten Tier.

Der Portier hatte aber seinen Blick aufgefassen und sagte bösnisch: „Na, mein Junge, wenn Du denkst, Du kommst uns hier entzweihen, dann hast Du Dich aber verrechnet, daß ich Dir gesagt sein.“

„Warum duzen Sie mich denn?“ fragte der „Gauer“ schüchtern.

„Wir werden vielleicht noch „Euer Hochwohlgeboren“ zu Dir sagen, Du Lumpenkeck, was?“ schrie der Portier ganz erboht und machte Miene, auf den „Gauer“ zuzuspringen und ihn ins Gesicht zu schlagen. Der „Gauer“ blieb aber ruhig stehen, ohne die geringste Furcht zu zeigen.

Da kamen zwei Polizisten herein, und der eine sagte sofort, ohne erst lange zu grüßen: „Wo ist denn der Kerl?“

Im gleichen Moment aber, wo der Polizist zapudeln wollte, sagte einer der anwesenden Herren: „Ich bezahle für den Herrn die Zechen, lassen Sie ihn laufen. Ich bin überzeugt, wenn er es nicht bitter nötig gehabt hätte, würde er sicher nicht in diese fatale Lage gekommen sein.“

Der Schuttmann ließ sofort die Hand des Mannes los, und aus dessen Augen flog ein dankbarer Strahl zu dem zahlungsunwilligen Herrn. Aber der Wirt sagte: „Nein, wir können Sie denn dazu, fr den Herrn die Zechen zu bezahlen? Der Kerl gehört ins Gefängnis für seine Frechheit.“

„Aber das kann Ihnen doch egal sein, die Hauptsache ist doch jedenfalls nur die, daß Sie keinen Schaden haben.“

„Nein, mein Herr, so egal wie Sie vielleicht denken, ist mir die Angelegenheit denn doch nicht. Um diese paar Mark ist es mir wirklich nicht zu tun, das dürfen Sie mir schon glauben, die kann ich gut verschmerzen; aber solche Leute gehören ein für allemal ins Gefängnis. Wenn Sie wüßten, wie wir unter Zwepfeller zu leiden haben! Das Maßwerk ist eben, man erwirbt selten einen. Und wenn man dann einmal einen kriegt, der muß für die anderen mitbilden. Das ist letzten Endes bei allen Sachen so.“

„Der Herr ist mein Gast, also bitte, lassen Sie ihn frei.“

„Geben Sie sich keine Mühe, es bleibt bei dem, was ich gesagt habe, nur auf die Art ist den Leuten beizukommen. Also, Schuttmann, nehmen Sie den Burschen an den Rod-tragen und dann los mit ihm.“

„Ja, Herr Wirt, wenn Sie Straf-antrag stellen, dann muß ich freilich — sonst hätte man ein Auge zudrücken können, man hätte einfach gesagt, es sei ein Irrtum gewesen.“

„Also los, fort mit ihm!“

Der, dem die Sache eigentlich am meisten angeden mußte, schien nach den rüchschlosigen Worten des Wirtes, die ihm jedes Freikommen als völlig aussichtslos erkennen ließen, das Interesse an sich selber ganz verloren zu haben. Jedoch lautete er jetzt in aufmerksamem und dringenderm Nachsicht der Wirt, die ihm gedämpft aus dem Restaurant erkante. Es war ein entzündeter Wirt. Und in dem „Gauer“ mußte

wohl etwas wie Erinnerung aufsteigen; denn in seine Augen kam ein unbewußtes Verlorensein und in seine ganze Gestalt ein kaum merkbares Wägen.

Da schlug ihn der Polizist leicht auf die Schulter, der „Gauer“ zuckte leicht zusammen, blinzelte mit den Augen, als besänne er sich auf etwas. Und als das Besinnen in die Wirklichkeit überging, wollte er aufstehen. Aber er erinnerte sich noch rechtzeitig genug der Gegenwart, machte eine kurze, straffe Verbeugung und sagte: „Gestatten Sie, bitte, daß ich mich auf einen Augenblick entferne.“ Der Polizist sah den Wirt an, und der meinte: „Seien Sie unbesorgt, er kann nirgends entweichen.“

Der „Gauer“ zog rasch seinen Mantel aus und gab ihn mittelmäßig dem Hute einem der beiden Polizisten. Da sagte der Wirt: „Sie haben doch nicht etwa einen Revolver versteckt, daß Sie mir hier noch Geschichten machen?“ Aber der Angewandte erwiderte: „Bitte“, worauf der eine Polizist mit schnellem Griff an der Kleidung des Mannes herunterstrich. Dann ging der „Gauer“ und ein Kellner brachte auf Geheiß des Wirtes den beiden Beamten zwei Schnäpse.

Die Polizisten warteten fünf Minuten und dann noch ein kleines Weilschen. Endlich dauerte es ihnen zu lange, und als auch der Wirt wieder hinzu kam und die beiden Beamten noch immer resultatlos herumstehen sah, schickte er den Portier fort, damit der sehen solle, wo der Mann eigentlich geblieben sei.

Nach wenigen Augenblicken kam der Portier schon wieder zurück, mit einer erschrockenen Gebärde und hinter ihm drei Kellner, die vor Entsetzen ihm drei herausbrachten, dann die Herren, die vorher die Sache durch Bezahlung wieder gut machen wollten, und außerdem noch einige Gäste.

Der eine Kellner brachte abgerissen nur immer dasfelte hervor: „Er hat sich mit seinem Taschenmesser das Herz durchstochen!“

Drei Minuten später war das Lokal völlig leer. Mit schiebender Hast versuchten die Gäste, die Straße zu erreichen. Die beiden Polizisten zuckten die Achseln, die Kellner standen ungeschlüssig herum, und der Wirt war ganz in Ratlosigkeit aufgelöst. Er lief verzweifelt im Vestibül hin und her, und ohne sich anscheinend über den Sinn der Worte richtig klar zu werden, schrie er fortgesetzt: „Ich habe ihn nicht gemordet! Das habe ich nicht gewußt! Ich habe ihn nicht ermordet! Was kann ich dafür?“

In all diesem Chaos hinein spielte ununterbrochen die Musik und um so viel lebhafter und nachhaltiger, je eiliger das Publikum sich entfernte. Kein Mensch schien überhaupt die Musik zu hören. Infolgedessen empfand auch niemand das Ueberflüssige der Musik. Und niemandem fiel es ein, der Kapelle, die auf dem Boden saß, Ruhe zu gebieten oder ihr wenigstens zu sagen, was passiert sei. Aber als jetzt das Lokal leer und das Spielen zwecklos war, warf der erste Geiger den Kopf zurück, strich noch einmal schmunzlos und elegant mit dem Bogen über die „C“-Saiten und dann war es ganz still. Und in dieser Stille entkorkten die Musiker zwei Flaschen Sekt, schenkten sich die Gläser voll und tranken auf die Gesundheit des freundlichen Spender's.

Der freundliche Spender war der „einsame Herr“. Als er noch einmal durchs Lokal gehen mußte, hatte er bei seinem Kellner, der von dem Vorfall im Vestibül nichts erfahren konnte, weil er weiter hinten im Lokal beschäftigt war, zwei Flaschen Sekt für die Musik bestellt. Und der Kellner hatte kein Bedenken gehabt, den Befehl sofort auszuführen. Denn der Herr sah ja ganz solide aus.

— Erlichkeit. Ein gewissenloser Advokat fragte einen ehrenwerten Mann, ob er wisse, was Ehrlichkeit sei.

„Was geht das Sie an?“ erwiderte er zur Antwort, „kummern Sie sich nicht um fremde Angelegenheiten.“

— Ra, Ra! — Haben Sie noch etwas zu Ihrer Verteidigung anzuführen?

Angefragt: Ne! Uns Weibern hat ja die Natur leider die Fähigkeit der Verstandsamkeit verweigert.

— Gedanken splitter. Nur wer des Nächsten Schmerz mitzufühlen vermag, versteht ihn auch zu lindern.

— Druckfehler. Dem Unverstandigen Professor Hans Hellmut ist wegen seiner hervorragenden Forschungen auf dem Gebiete der Dermatologie vom Großherzog das Kommandeurkreuz des Haucoedens verliehen worden.

Die Prophezeiung.

Skizze von Louis Mouband.

Sie glauben natürlich nicht daran?“ fragte Frau Mouffac.

Die Unterhaltung hatte sich bis jetzt langsam hingeschleppt. Ich schaute im Rodingchair und laute an meiner Mentholzigarette.

„Mein Gott!“ sagte ich achselzuckend. „Ich verdamme deshalb niemand, der —“

„Sie sind aufgeblasen, wie alle Männer!“ erklärte die Hausfrau bestimmt.

Die Sache an sich ließ mich völlig kalt; nur um einen Gesprächsstoff zu haben, spottete ich:

„Die Wahrsagerin ist also ein Drama?“

„Ja und der Teufel auch! Meine Freundin Mary hat die Gabe darin zu lesen.“

„Und alles, was sie vorher sagt, trifft pünktlich ein!“

„Lachen Sie nur, lachen Sie nur! Ich habe Dinge erfahren —“

„Darf man die vielleicht wissen?“

„Darauf hatte Frau Mouffac nur gewartet. Sie warf mir einen Blick zu, der weiland Cassandra Ehre gemacht hätte.“

„Es ist bis jetzt freilich nur ein merkwürdiges Zusammentreffen gleichlautender Prophezeiungen. Aber wenn Sie Spotten, sang ich erst nicht an. Die erste Warnung erhielt ich in Dijon. Ich, mein Mann und ich, hatten den Zug veräumt und warteten den nächsten auf der Terrasse des Gasthauses ab. Ein zerlumptes Mädchen —“

„Die klaffische Zigeunerin!“

„Ehr richtig! Eine Zigeunerin also bettelte mich an und erbot sich, mir wahrzusagen. Ihr Rassegesicht, ihre wilden Augen gefielen mir. Sie legte ihre schmutzigen Karten auf den Tisch, mischte und bat mich, mit der linken Hand abzuhaken. Pflötzlich schrak sie zusammen.“

„Glauben Sie an Prophezeiungen, schöne Dame?“ fragte sie ängstlich.

Ich schwieg betreten. Rasch hob sie die Karten zusammen und wollte gehen. Aber nun hatte ich Blut geleckt.

„Unfinn!“ lachte ich. „Natürlich glaub' ich nicht daran! Sag mir nur ungeniert, was Du in den Karten siehst!“

Die Zigeunerin mischte die Karten nochmals und ließ mich wieder absehen. Und so dreimal hintereinander: Endlich sagte sie zaghaft:

„Es ist ja nur Spaß, nicht wahr? Aber hier steht, Sie werden durch Nord enden, schöne Dame!“

„Damit entleere sie uns, und ich habe sie niemals wieder gesehen. Das war vor vier Jahren.“

„Und Sie leben noch?“

„Warten Sie ein wenig! Vor-gebehr begleitet ich eine meiner Freundinnen zu einer renommierten Kartenschlägerin. Sie war sehr pompös eingerichtet. Pflötzlich fällt mir meine kleine Zigeunerin ein. Ich fordere die patentierte Pythia auf, mir die Zukunft zu entschlüsseln.“ Sie ist natürlich gleich bereit.

„Ich sehe ein Landgut!“ orakelt sie.

„Zwei mächtige Bäume am Ende einer Alee — einen brünetten jungen Mann —“

Hier stockt die Alee und sieht mich erschrocken an.

„Gehen Sie ja nicht durch eine solche Alee!“ sagte sie.

„Sonn!“

„Sonn könnten Sie dort ermordet werden!“

Natürlich begriff ich sofort, daß die Kartenschlägerin als gewiß gesehen, was sie höflicherweise als bedingt hinstellte. Nun aber wachte weder meine Freundin, noch die Pythia um die vorhergegangene Warnung der Zigeunerin.

Diesmal war ich schon etwas beunruhigt und beschloß sofort, Mary und ihren Teufel zu konsultieren.

Mary ist eine komische kleine Person. Sie spielt den Freigeist, lacht über „diese Dummheiten“, die sie nur „naheshalber“ betreibt. Aber ich glaube, sie ist nicht halb so skeptisch, als sie vorgibt.

„Liebe Laura!“ spöttelte sie und breitete die zusammengekauften Blättchen aus. „Du wirst lachen! Da ist ein Landgut — Dein Eigentum — eine große Alee — zwei mächtige Bäume — Du gehst mit einem Mann spazieren — großer Gott! Er ermordet Dich!“

Mary sah mich erblicken und setzte geschwind hinzu:

„Du wirst doch „diese Dummheiten“ nicht ernst nehmen! Uebrigens tannt Du dem Unglück leicht begegnen. Der Teufel spricht ausdrücklich von Deinem eigenen Landgut! Du darfst also niemals ein solches kaufen und mußt Dich im Sommer darauf beschränken, zur Alee zu wohnen!“

„Gehen Sie, das haben mir Marx,

die Kartenschlägerin und die Zigeunerin, unabhängig voneinander, gemeinsam!“

* * *

Frau Mouffac schwieg. Die Dunkelheit war hereingebrochen, kaum konnte ich mehr die Silhouette der jungen Frau erkennen.

„Nun?“ fragte sie erwartungsvoll.

„Ich weiß nicht, was es die Nacht, das merkwürdige Zusammentreffen dreier gleichlautender Prophezeiungen, oder der ehrliche Glaube des „Opfers“ — ich fühle meine Steppis schwinden und sagte tröselnd:

„Da Sie ein eigenes Landgut gar nicht haben, angedige Frau!“

„Das ist es ja gerade! Ich habe mich bestimmen lassen, dieses hier zu kaufen! Gerade dieses Landgut! Mit einer großen Alee und zwei mächtigen Kastanienbäumen, an deren Ende!“

Ich schwieg betroffen. Die Fröstelquicken melancholisch im nahen Weibher. Schon sah ich Frau Mouffac am Ende der Alee, tot, ermordet, blutbesiegt liegen. Schon das kalte Zeichen des Schicksals auf ihrer Stirne. Ich fröstelte, ein Schauer überlief meinen Rücken.

„Ist Ihnen kalt?“

„Ein wenig, ja!“

„Wollen wir uns etwas Bewegung machen?“

„Mit Vergnügen!“

Ich bot Frau Mouffac den Arm. Unwillkürlich vermied ich die Alee und nahm den Weg um die Blumenrabatten herum, zum Springbrunnen, der melancholisch plätscherte.

Aber Frau Mouffac zog mich immer wieder zu der Alee hin. Nun widerstand ich nicht länger.

Ein fürchterlicher Gedanke, eine Art Suggestion, hatte sich meiner bemächtigt. Es war, als ob mein eigener Wille den Körper verlassen und ein anderer, mächtigerer, in ihn eingezogen wäre.

Es war Nacht, finstere Nacht. Weshalb auch spielte die Frau mit den dunklen Mächten, weshalb folgte sie Schritt vor Schritt der schrecklichen Prophezeiung?

Ober wurde sie nur, wider ihren Willen, von einer stärkeren Hand dem Untergang entgegengetrieben?

„Zwei mächtige Bäume am Ende der Alee — ein eigenes Landgut — ein brünetter junger Mann —“

Das alles stimmte. Ich bin brünett, bin es an Haar, Bart, Augen und Teint so sehr, daß ich häufig für einen Spanier gehalten werde. Ich war allein mit der jungen Frau, allein in der Alee, die ihr verhängnisvoll werden sollte; ich, der brünette Mann, der ihr dreimal als ihr Mörder bezeichnet worden war!

Der Park lag im Dunkel. Von weit her durch die nächtliche Stille drang ein müdes Stöhnen wie des Ausatmens eines Sterbenden. Jetzt waren wir auch bei den zwei mächtigen Bäumen angelangt.

Frau Mouffac wendete sich mir lebhaft zu. Ich sah ihren weißen Hals durch die Dunkelheit schimmern und bogrie meine Augen in seine Gasse. Meine Hände zogen sich krampfhaft zusammen, meine Muskeln spannten sich zum Sprunge.

Pflötzlich lachte die Frau hell auf.

„Ganz exakt war meine Geschichte nun nicht!“ sagte sie spöttisch. „Sie wissen ja, Wahrheit und Dichtung! So zum Beispiel gehört mir das Landgut nicht zu eigen, es ist nur gemietet. Aber Sie scheinen zu fröstein. Wir gehen woßi besser ins Haus hinein!“

Sie neue Perle.

In einem kleinen westpreussischen Städtchen ist Minna, die neue Perle, zum 1. April in ihren ersten Dienst getreten. Nachdem der Tag unter Verwundern und Staunen hingegangen ist, wird ihr am Abend von der Hausfrau gesagt: „Minna, ehe du ins Bett gehst, kloppst du ans Wohnzimmer, kommst herein und sagst „Gute Nacht!““

Es wird halb zehn, es wird zehn Uhr, Minna erscheint nicht. Einmal ärgerlich geht die Hausfrau hinaus, Minna steht im Zemd mit der Lampe in der Hand in der Kammertür. „Aber Mädchen, du solltest doch vorher „Gute Nacht!“ sagen.“

„Gerade wollte ich kommen,“ lautet die verärgerte Antwort.

„So wolltest du kommen?“

„Ja, ich hatte mir ja auch gewonnen.“

Unsere Sicherheitsnadeln sind kaum 100 Jahre alt. Aber bei den Ausgrabungen in Pompeji sowie in antiken Gräbern fand man zahlreiche Spangen aus Bronze wie Sicherheitsnadeln gearbeitet.